

Gesunde Streitkultur statt Schaum vor dem Mund

Mit etwas Abstand sieht man manches besser. Das gilt für Gemälde einer Ausstellung, aber auch für Diskussionen; vor allem, wenn sie sehr emotional geführt wurden. Das war im Dezember in Tübingen der Fall, als lebhaft bis erregt über das Wort „Mohrenkopf“ gestritten wurde. Ist der Gebrauch des Ausdrucks rassistisch? Ja, sagten etliche Schwarze und Vertreter. Nein, bei dem Wort denkt nur eine Minderheit Schlimmes, meinten viele andere. Wenige Wochen später wurde bundesweit diskutiert, ob Ausdrücke wie „Neger“ aus Kinderbüchern entfernt werden sollten. Die Vehemenz, mit der die Auffassungen vertreten wurden, passt schlecht zur Sensibilität und Vielschichtigkeit des Themas. Deshalb stellen wir auf dieser Doppelseite Argumente dar und lassen in Gastbeiträgen unterschiedlich Denkende verschiedene Aspekte und Sichtweisen beleuchten.

Der Thienemann Verlag, der die Bücher von Michael Ende und Otfried Preußler verlegt, will „veralte und politisch nicht mehr korrekte Begrifflichkeiten“ ersetzen. Dann dürfen sich in Preußlers Buch „Die kleine Hexe“ Kinder nicht mehr als Neger, Chinesenmädchen und Türke verkleiden. Doch auch als Indianer, Zigeuner oder Eskimo dürfen sie politisch korrekt nicht sein. Die Bewertungen darüber gehen auseinander, wie auch die Beiträge von Prof. Jürgen Wertheimer – mit dem Mut zur Ironie – und Andreas Foitzik zeigen. Wie weit soll Sprachkritik gehen, darf sie zur Sprachregelung werden? Der Sprachwissenschaftler Gerd Simon ist dagegen. Eine betroffene Schwarze, Josephine Jackson berichtet von ihren Erfahrungen mit Diskriminierung in Tübingen. Der Medienwissenschaftler Prof. Bernhard Pörksen findet es lohnend, dem Grund der Erregung in den Debatten nachzugehen. In den Beiträgen werden etliche Argumente sichtbar. Gernot Stegert hat darüber hinaus die wohl wichtigsten aufgelistet. Je nachdem welche Argumente man sich zu eigen macht und am stärksten gewichtet, ist man für oder wider Eingriffe in den Sprachgebrauch.

Das Verletzungs-Argument: Menschen mit dunkler Hautfarbe fühlen sich von Ausdrücken wie „Mohrenkopf“ und erst recht „Neger“ verletzt. Sie empfinden sie als rassistisch. Verletzungen sollen man vermeiden. Das wiegt höher als alle anderen Argumente. Deshalb sollten solche Wörter mündlich wie schriftlich in jedem Fall vermieden werden.

Das sprachwissenschaftliche Argument: Aus Sicht der Sprachwissenschaft haben Wörter keine feste Bedeutung, sondern diese ergibt sich als Regel(mäßigkeit) aus dem Gebrauch und verändert sich daher auch mit der Zeit. Auch kann die Bedeutung in unterschiedlichen sozialen, kulturellen oder anderen Gruppen jeweils eine andere sein. Das Wort „Mohrenkopf“ beispielsweise kann demnach rassistisch gebraucht werden, wird aber meist arglos verwendet.

Das Selbstbenennungs-Argument: Jede Gruppe sollte selbst entscheiden dürfen, wie sie sich nennt und genannt wird. Wenn Schwarze weder „Mohr“ noch „Neger“ genannt werden wollen, dann sollten das alle anderen respektieren.

Das kommunikative Argument: Wörter sind Mittel der Kommunikation, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Sie werden in einer bestimmten Situation mit einer bestimmten Absicht verwendet und werden in einem bestimmten Sinn verstanden. Kommunikation heißt Verstehen, was der/die andere meint. Die meisten sprechen arglos von „Mohrenkopf“ und denken sich nichts Böses dabei. Kritikwürdig ist erst ein feindseliger Sprachgebrauch.

Das Verantwortungs-Argument: Ob jemand es diskriminierend oder gut meint; Jeder kann, ja muss wissen, dass die Wörter „Neger“ und auch „Mohrenkopf“ Menschen verletzen. Unwissenheit schützt vor Kritik nicht. Jeder ist für sein Sprechen verantwortlich. Wirkungen existieren unabhängig von Motiven.

Das sprachliche Argument: Viele politisch korrekte Sprachvorschriften erschaffen umständliche Wortumgetime, führen zu Staus im Sprachfluss.

Das historische Argument: Die Geschichte wird von beiden Seiten beansprucht. Die eine Seite sagt: Die Wörter „Neger“ und „Mohr“ diskriminieren seit der Kolonialzeit. Die andere Seite sagt: Vor 30 bis 40 Jahren etwa wurden beide Ausdrücke – zum Beispiel in den Kinderbüchern von Otfried Preußler, Astrid Lindgren und Michael Ende – neutral gebraucht. Umgekehrt lassen viele früher mal abwertenden Wörter dies heute nicht mehr erkennen.

Das literarische Argument: Kinderbücher sind Literatur und nicht Lehrbücher. Manche Aktualisierungen gehen eher lativ problemlos, etwa die Ersetzung des „Negerkönigs“ bei Astrid Lindgrens „Pippi Langstrumpf“ durch den „Südeekönig“. Oft führen vermeintliche Verbesserungen jedoch zu Verhunzungen der Sprache und Literatur. Die Kinderbuchautorin Christine Nöstlinger etwa beklagte, dass „Kinderbücher nicht als richtige Literatur gelten, sondern als so etwas Ähnliches wie Erziehungsspielen, eingewickelt in buntes Gschichtepapier.“

Das Weltbild-Argument: Sprache formt Weltbilder in den Köpfen. Wörter haben Wirkung, sie sind nichts Unwichtiges. Deshalb sollten Ausdrücke wie „Neger“ und „Mohrenkopf“ vermieden werden.

Das pädagogische Argument: Wer Menschen dazu bringen will, dass sie andere nicht mit Worten verletzen, sollte genau das erklären, sollte Verständnis wecken und sensibilisieren. Verbote (von Wörtern) und der erhobene Zeigefinger sind kein wirksames pädagogisches Mittel. Und schon gar nicht motiviert man jemanden, indem man ihn mit Vorwürfen (des Rassismus) überzieht. Das ist kontraproduktiv.

Das Anfangs-Argument: Wehret den Anfängen in der Sprache! Mit Wörtern fängt Diskriminierung an, mit anderen Mitteln wird sie fortgesetzt.

Das Maß-Argument: Viele Menschen verwenden aus Rücksicht auf Menschen mit dunkler Hautfarbe Ausdrücke wie „Neger“ oder „Mohrenkopf“ nicht. Sie zeigen durch ihre eigene Sprech- und Schreibpraxis Sensibilität. Sie halten die Kritik an dem Gebrauch der Wörter aber zugleich für maßlos überzogen und meinen: Da wird mit Kanonen auf Spatzen geschossen.

Das Anlass-Argument: Die Debatte über Wörter ist ein guter Einstieg für eine Diskussion über Diskriminierung. Denn mit der Sprache fängt es meist an. Viele Menschen brauchen solche nieder-schwelligten Aufhänger oder Ersatzthemen für nahe gehende Auseinandersetzungen.

Das Ablenkungs-Argument: Die Debatte über Wörter wie „Mohrenkopf“ ist kontraproduktiv. Sie lenkt von Diskriminierungen wie wüsten Beschimpfungen, beruflichen oder anderen Benachteiligungen oder gar Gewalt ab. Oder sie führt dazu, dass Menschen Rassismus nicht ernst genug nehmen, weil sie den Vorwurf beim „Mohrenkopf“ für lächerlich halten.

Das Betroffenen-Argument: Am besten mitreden können von Rassismus Betroffene. Zumindest sollte ihr Votum nicht übergangen werden.

Das Freiheits-Argument: Die meisten derjenigen, die weiter den Ausdruck „Mohrenkopf“ verwenden wollen sind fern aller rassistischen Anwendungen. Sie wollen sich nichts verbieten lassen und wehren sich gegen die Bevormundung durch eine Politische Korrektheit.

„Neger“, „Mohren“ und „Juden“ raus!

Selten ist es mir leichter gefallen, noch besser durch eine weiße Frau. Mit ein wenig Sensibilität würden sich für ein Expertenteam aus geeigneten Persönlichkeiten, eine KoBeGe (Konsortium der Bedenken- und Gedankenträger) großflächige Arbeitsfelder auftun, nicht zuletzt auf dem Feld religiöser Schriften. Die verführerisch-irritierenden Begriffe der „Sünde“, der „Keusch-“ oder auch „Unkeuschheit“, des „Weibes“ an sich sind zu tiefst fragwürdig. Und einer Vorderkerin wie der amtierenden Familienministerin ist für ihre lichtvolle Anregung, für ihr mutiges Plädoyer zugunsten einer korrekten Sprachregelung zukünftig den überkommenen patriarchal geprägten Gottesbegriff endlich zu entsexualisieren und weitaus besser und zutreffender von „das Gott“ zu reden, nicht vehement genug zu applaudieren.

Vom Bereich des Artenschutzes und verantwortungsvoller tiergerechter Sprache konnte hier aufgrund des knappen Raums bedauerlicher Weise nicht mehr die Rede sein. Doch ich denke, es versteht sich nach dem oben Angeführten von selbst, dass für pervertierende als Bilder wie „Mein Lieblingsschmaus ist Butterbrot mit kleiner Maus“ bzw. Begriffe wie „Grüffelfrütze“, „gezuckerte Eule“, „Schlangengüree“ in Büchern wie etwa „Der Grüffelo“ kein Platz mehr sein darf.

Das Verfahren der Reinigung der Texte hat den unschätzbaren Vorteil, dass man sich viele zeitraubende und langwierige Erklärungen, Gespräche etc. erspart und zudem das wunderbare Gefühl bekommt, wieder mal ein sauberes Gewissen zu haben.

Von Jürgen Wertheimer

Dr. Jürgen Wertheimer ist Professor für Internationale Literaturen und Neuere deutsche Literatur an der Universität Tübingen

Kinder müssen geschützt werden

Einige Kinderbuchverlage haben das getan, was sie immer wieder tun. Sie haben Bücher redaktionell überarbeitet und Begriffe heutigen Sprachgewohnheiten angepasst. In der Regel stört sich daran niemand. Erst als es um Begriffe mit rassistischen Bedeutungsgelalten geht, wird von einer „Säuberung“ und von der „Rassismuskeule“ gesprochen. Ähnlich wie in der Tübinger M-kopf-Debatte stellt sich die Frage, warum genau an diesem Punkt mit einer solchen Nerve „deutsches Kulturgut“ verteidigt wird. Wer ist hier „überempfindlich“?

Vielleicht wird akzeptiert, dass Inhalte in Kinderbüchern reglementiert werden, vor allem, wenn es um sexuelle Darstellungen oder abwertende Ausdrucksweisen geht. Doch diese Grenzen des Sagbaren und Druckfähigen sind nicht eindeutig, sondern verschiebbar, verhandelbar, umstritten. Es gibt Begriffe, bei denen schon die Diskussion darüber Verachtung, Abwertung und Ausgrenzungen herstellt.

Begriffe, die Menschen als Un-Menschen darstellen, haben in Kinderliteratur nichts zu suchen. Ich will das nicht (vor)lesen. Ich will nicht, dass Menschen unnötig verletzt werden. Ich will auch nicht, dass die mit diesen Begriffen Bezeichneten sich ungefragt damit beschäftigen müssen, wie sie diesen Begriffen ausweichen. Die neun-jährige Ishema Kane schrieb dazu an die Wochenzeitung „Die Zeit“: „Es ist einfach nur sehr sehr schrecklich!“ Da es hier um Fragen des Schutzes von gesellschaftlich machtloseren Personengruppen geht, braucht es eine respektvoll geführte zivilgesellschaftliche Debatte, an der diese Gruppen in besonderer Weise und auf Augenbühnen beteiligt sind. Klar ist aber, dass die aus vielen Gründen wunderbaren Pippi-Langstrumpf-Bücher rassistische Bilder auch dann noch reproduzieren, wenn ein paar Begriffe überarbeitet werden. Deswegen muss man sie nicht verbieten, aber man sollte das auch nicht bagatellisieren.

Von Andreas Foitzik, Gomaringen

Andreas Foitzik ist Diplompädagoge und im Netzwerk rassismuskritische Migrationspädagogik Baden-Württemberg engagiert

Nicht in Sprachfallen tappen

Als Bedeutungsforscher gilt meine Hauptkritik von Anfang an dem Marginalismus, einer gesellschaftlichen Krankheit, die sich über Nebensächliches wie die Sprache aufregt, statt die Übel direkt zu bekämpfen. Sie nimmt Reizwort als Anlass, um sich in den Nebenkriegsschauplatz Sprache auszu-toben. Meistens verkennt sie, dass sie auf diesem Schauplatz ihren Gegnern in die Karten spielen. Sie verkennt überdies die Funktionsweise von Sprache. Der Kampf gegen den Rassismus ist nichts als ein Rohrkrepierer, wenn man ihn auf das Nebengleis „political correctness“ lenkt. Er verliert an Glaubwürdigkeit, wenn er sich auf wissenschaftlich unhaltbare Voraussetzungen gründet.

Ich habe sehr viel zum Sprachpflege-Diskurs geschrieben, der ja vor allem in der Kaiserzeit und in den Anfängen des 3. Reichs den Ton angab. Ich erinnere nicht, dass selbst in dieser Zeit das Wort „Mohr“ negativ gebraucht wurde. Aber selbst wenn das der Fall wäre, steckt dahinter ein längst überholter Sprachbegriff. Die Kaiserzeit um 1900 war die Zeit, in der man alles Mögliche und Unmögliche normieren wollte, also die Zeit der Lexika. Jedes Lexikon war ein grandioser Versuch, Bedeutungen an Laute zu ketten. Der Versuch wurde zur Versuchung, in Sprachfallen zu

tappen, Sprache und Sache, Symbol und Bedeutung, Name und Person, Bote und Nachricht zu verwechseln. Weil die Nachricht erschreckt, tötet man den Boten. Man übersieht: Die Sprache (vor allem in den Lexika) liefert nur Andeutungen. Erst Kontexte und Gebrauch machen daraus Bedeutungen.

Der Erfinder der Mohrenköpfe hat, wenn nicht gerade an Mohrrüben oder Mohrrühner, so doch sicher nicht an etwas Diskriminierendes gedacht, anders als etwa bei dem Namen Schweinsteiger, an dessen ursprünglich nahegelegter Bedeutung heute auch kaum noch jemand denkt, wenn man ihn Fußball spielen sieht. Auch hat man mit Mohr, ein Lehnwort aus einer italischen Sprache, wie seinerzeit die Römer vermutlich anfangs durchaus neutral, vielleicht sogar respektvoll Angehörige des nordwestafrikanischen Volkstamms der Mauren bezeichnet, die ja keineswegs alle schwarz, manchmal sogar blond sind.

Schwarz (oder in den italischen Sprachen: niger, oder in anderen germanischen Sprachen: black) als Alternativwort für Mohr zu favorisieren, verschiebt das Problem. Es gibt überdies Sprachwissenschaftler, die glauben, dass Vorformen von schwarz ursprünglich „Schmutz“ bedeuten.

Zu denen, die sich durch Wörter diskriminiert fühlen: Ich habe stets die Souveränität bewundert, mit der zum Beispiel die Behinderten nicht nur im (inzwischen leider eingegangenen) Tübinger „Club für Behinderte“ sich selbst als Krüppel bezeichneten. Es ist schwer, Menschen Selbstironie anzupfehlen.

Als Antirassist habe ich immer wieder auf die Gefahr hingewiesen, sich antithetisch von dem abhängig zu machen, was man vorgibt zu bekämpfen. Ein Antirassist, der als Gegenmittel nur Verbote kennt, bewirkt selten etwas anderes als das, was Tabus nahezu immer bewirken: die Verschüttung des Weges zu wichtigen Erkenntnissen. Ich sage nicht, dass Verbote wirkungslos sind. Aber meistens sind sie wie das Verbotene eine Plage. Sie befördern zumindest so etwas wie Autoritätsglauben, der ja ein Merkmal aller Rassismen ist.

Von Gerd Simon



Dr. Gerd Simon ist Sprachwissenschaftler, war an der Uni Tübingen und hat sich viel mit Bedeutungslehre und Rassismus beschäftigt.

Rassismus im Alltag erfahren

Das Erleben von Alltagsrassismus und die Auseinandersetzung mit Diskriminierung in der Sprache gehören zu meiner Lebensrealität als Schwarze Deutsche. Ein Erlebnis meines Sohnes machte mir kürzlich schmerzhaft deutlich, dass meine Erfahrungen nicht nur die Geschichte und Gegenwart meiner Generation sind. Die junge Generation von Deutschen mit afrikanischem Ursprung ist heute weiterhin davon betroffen.

Ein Kind nannte meinen Sohn N. Nachdem mein Sohn sich verbal dagegen wehrte, meinte es: „Wenn ich nicht N. zu dir sagen darf, wie soll ich dich dann beleidigen?“ Wie kann rassistische Sprachpraxis enden, wenn unsere Kinder mit diesen Begriffen aufwachsen und nicht dafür sensibilisiert werden? Wie kann ich meinem Sohn Rassismus erklären und ihm helfen, solche Erfahrungen durchzustehen? Wie stark ist ihn für das, was er heute erlebt, wieviel ich selber mit solchen diskriminierenden Begriffen aufwachsen bin? Meine eigenen weißen Großeltern verwendeten diese Begriffe in ihrer Alltagssprache. Immer wieder musste ich diese Worte hören und lesen und habe mich dabei schlecht gefühlt. Ich wurde von fremden Menschen auf der Straße beschimpft und weiß, wie weh es tut.

Über das Phänomen Rassismus, seine Geschichte und seine Kontinuität wird in unserer Gesellschaft kaum gesprochen. Rassismus wurde vor Jahrhunderten durch menschlichen Verachtung der Rassentheorie begründet. Er wurde durch verschiedenste Unterdrückungspraktiken, die Versklavung afrikanischer Menschen und koloniale Gewalt praktiziert. Das gehört zur deutschen Geschichte. Schwarze Menschen können bis heute in dieser Gesellschaft wie Objekte behandelt, ausgegrenzt und beleidigt werden. Währenddessen hören und schauen andere zu.

Nachdem ich mich bei einem Berufskolleg darüber beschwert hatte, dass meine Religionslehrerin die unruhige Klasse als „10 kleine N-lein“ beschrieben hatte, fand ich mich auf der Anklagebank wieder. Der Schulleiter wies mich unhöflich zurecht, dass dies ein normaler Sprachgebrauch sei. In einem Tübinger Laden wurde ich mit den Worten: „Hey N., bist wohl zu lange in der Sonne gewesen?“ empfangen. Eine Anzeige wegen Beleidigung blieb erfolglos. Letztes Jahr erhielt ich eine rassistische E-Mail von Unbekannt. Eine Tübinger Polizeistelle teilte mir mit, dass das doch nicht schlimm sei und man das nichts machen könne. Ich will die Gesellschaft durch die Konfrontation mit diesem Thema aufrütteln. Meine Erfahrungen sollen Teil der Geschichte bleiben. Die Gegenwart sowie Zukunft meiner Kinder muss eine bessere werden. In mehrjähriger Arbeit mit Schwarzen Kindern und Jugendlichen gebe ich ihnen die Möglichkeit, im Austausch miteinander Alltagserfahrungen zu verarbeiten und sich gegenseitig zu stärken.

Sie berichten nicht über drohende Männer in Bomberjahren. Rassismus sieht für sie anders aus. Diese jungen Tübinger berichten von Schulbüchern. In diesen stehen Wörter geschrieben, die vielen Unbehagen beschreiben. Denn Diskriminierende Sprachpraxis tut weh. Schwarze männliche Jugendliche diskutieren frustriert über Polizeikontrollen. Sie werden diesen unfällig oft unterzogen. Diese Erfahrungen sind ihre Realität. Es ist für Tübingen an der Zeit, beim Thema Alltagsrassismus hin-, nicht wegzuschauen und zu handeln.

Von Josephine Jackson



Josephine Jackson hat zwei Kinder und das „Forum Schwarzer TübingerInnen“ mitbegründet und engagiert sich gegen Rassismus.

Die Relevanz der Wut

Es sind alltägliche, zunächst banal erscheinende Anlässe, an denen sich heute fundamentale Diskussionen entzünden. Christian Wulff und seine Frau haben ein Bobby-Car geschenkt bekommen – muss die Annahme dieses Geschenks als Vortilnahme im Amt gelten? Es ist nicht lange her, da hat man in dieser Republik eine solche Frage ernsthaft debattiert.

Ein FDP-Mann, kaum zum Spitzenkandidat für die Bundestagswahl gekürt, wird von einer Journalistin für eine Serie dümmlicher Annah-Sprüche attackiert, die etliche Monate zurückliegen. Die Illustrierte, die diesen Wahnsinns-Scoop landen konnte, begibt sich hektisch auf die Suche nach weiteren Journalistinnen, die Ähnliches mit Rainer Brüderle erlebt haben könnten – ohne Erfolg. Und doch spricht in der Folge eine ganze Nation über die alltägliche Diskriminierung von Frauen.

Auch in Tübingen regiert mitunter die Empörung: Wochenlang traf auf Facebook, in den Kommentaren und auf den Leserbriefseiten die Schlacht, ob man von „Mohrenköpfen“ reden darf oder dies besser unterlassen soll. Auch hier zeigt sich eine neuartige

Dynamik, die für die Empörungsdemokratie des digitalen Zeitalters typisch ist. Denn jeder kann heute posten, mailen, wüten. Der Skandal ist damit endgültig zur Ansichtssache geworden – und lange schon kein Definitionsprivileg der Journalisten. Gesteigert ist die einst die Zugangsschleuse zur öffentlichen Sphäre kontrollierten.

Und plötzlich regen sich, wenn das Thema denn greift, alle übereinander auf. Es ist diese Erregung über die Erregung der jeweils anderen Seite, es ist diese Empörung zweiter Ordnung, die zum kommunikativen Normalfall geworden ist, Macht besitzt heute, vor zuerst Kontroversen und dann Gefolgschaft auszulösen vermag. Und diese Macht hat kein Zentrum und keine Endgültigkeit mehr. Sie existiert in der prinzipiell instabilen Formation des Schwarms.

Man kann sich, wenn man will, vor allem ekel und sich die gute alte Zeit der klaren Deutungsautorität zurückwünschen. Und man mag manche Ad-hoc-Skandalisierung für sattes Wutbürgerturn halten, für eine neue Form des Tugendterrors, der die Echtzeit-Medien des digitalen Zeitalters für seine Empörungsangebote missbraucht. Aber das wäre zu einfach.

Denn im besonderen Fall und im Moment des kollektiven Aufschreis zeigen sich echte Verletzungen und Fragen von gesellschaftlicher Relevanz.

Wann beginnt Korruption? Wie viel Sexismus übersehen wir, weil wir ihn für normal halten? Gibt es alltäglichen Rassismus? Welchen Symptomencharakter besitzt Sprache? Das sind große, monströse Fragen, die – verkapselt in oft banal und unwichtig erscheinenden Anlässen – sichtbar werden. So gesehen steckt auch in dem übertrieben wirkenden Erregungsspektakel eine Sehnsucht nach Normen und verbindlichen Werten, die man nicht leichtfertig verächtlich machen sollte. Und vielleicht ist der kollektive Wutschrei einfach die Art und Weise, in der moderne Gesellschaften lernen.

Von Bernhard Pörksen



Bernhard Pörksen ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Er hat unter anderem über Skandale geforscht.

